

Alt-Bregenz.

## Am Bodensee.

Wir stehen am Ufer des größten und vielleicht des schönsten See's, den unser deutsches Land besitzt. Schneefürsäumte ragen die Schweizer Berge herüber; hier der gewaltige Säntis, dort die Kurfürstentette mit ihren zerklüfteten Gipfeln; heitere Städte stehen am Ufer, und über die blaue Fläche trägt der Wind das Morgenläuten. Welche Farbenpracht, welch' wonnige, seeliche Luft! Draußen am Strand, wo die Barke abstößt, ist die Fluth wie ein Smaragd, durch den die Sonne scheint, dann wird sie tief und immer tiefer, ein unergründliches Blau beginnt und der starke Nordwind faßt die Bogen, daß das Segel flattert und der Schaum die Flanken neßt. Ha, wie das rauscht und fliegt, — nur fest die Hand an's Steuer, denn unter uns liegt eine grauenhafte Tiefe!

Kein anderer von allen deutschen Seen bietet diese unermessliche Scala von Tönen dar, vom holden Wogensang bis zum brausenden Sturmgeheul, und diese Scala von Farben, vom rosigem Dämmerlicht bis zur finsternen Wetternacht. Eine wundersame Schönheit und eine furchtbare Kraft, wie sie nur die Natur und nicht der Mensch vereinigt, sind verbunden in diesen Fluthen, und darin liegt gewiß die unbewußte Macht, die der Bodensee, die alle großen Seen auf uns üben. Auch sie, wie der Schooß der Berge sind eine geheimnißvolle Werkstatt der Natur, in



Partie ans Stengen.

die kein menschliches Auge dringt, holder Segen und wüste Verheerung wird dort gezeugt, aber das Walten beider ist unserer Macht entriekt. Schon manchmal stieg der See bei spiegelglatter Fluth fast einen Fuß hoch über das Ufer und ging plötzlich wieder zurück, oft drängen sich riesige Wassermassen in den schmalen nördlichen Arm zusammen, bis der Föhn über die Berge bricht und die strömenden Fluthen zurückwirft in das breite offene Becken. In allen Tiefen wird alsdann die Fluth erregt, kein Schiff ist mehr sicher vor den rasenden Wogen und selbst die stärksten Dampfer wagen es kaum, den Hafen zu verlassen! So herrscht der heiße Wind, der im Lenz und im Herbst über die Berge kommt, bis es Winter wird, bis der Frost die Wogen mit seinem eisigen Hauche bannt, daß sie stille stehen und wie eingeschlafert erstarren. O, wie schaurig ist es dann in wilder Dezembernacht, wenn die gefangene Fluth an ihren Kerker pocht und ihn sprengt, daß mit brüllendem Schall das Eis von einem Ufer zum andern birft! Der Untersee gefriert alljährlich, die ganze Fläche aber schließt sich so selten, daß die betreffenden Jahre noch jetzt historisch sind. Der Merkwürdigkeit zu liebe ward 1695 ein großes Schützenfest auf dem Eise gehalten, das gar fröhlich verlief; die schaurige Seite hat uns Gustav Schwab in seiner bekannten Ballade gezeichnet. Wer denkt nicht an den Reiter, der ahnungslos über die stundenlange verschneite Fläche jagt — und diese Fläche ist der Bodensee! Von der wirklichen Größe desselben und von dem Spielraum aber, den er den Elementen bietet, geben schließlich doch nur die Ziffern ein Bild, und so mögen auch sie hier am Platze sein. Man muß bedenken, daß sein Umkreis sechsundzwanzig Meilen und seine Länge fast vierzehn Stunden mißt. Nimmt man hiezu die gewaltige Tiefe, so fühlt man gleichsam die kolossalen Wassermassen, die dieses Niesenbecken umschließt — es handelt sich um Millionen, um Milliarden unserer Fassungskraft.

Mitten hindurch durch diese Wassermassen aber strömt unsichtbar der Rhein. Die Natur hat ihn noch einmal zu sich genommen in ihr stilles verborgenes Heiligthum, wie eine Mutter ihren wilden Knaben an sich nimmt

in die stille Kammer, und wenn er dann heraustritt, ernst und bewegt, dann ist sein Wesen gewandelt für alle Zeit. — Eine solche Stunde stiller Einkehr liegt hier — der Bodensee ist gleichsam das geheimnißvolle Gemach, wo dieser Wandel seines inneren Wesens sich vollzieht, denn von nun an, so wie er den See verlassen hat, gehört der Rhein dem großen thatenreichen Leben; hinter ihm liegt die Wildheit und die Gefahr der Jugend!

Unsichtbar ist er geworden, aber wenn wir auch seine Fluth nicht sehen, wir fühlen sie doch, wie sie drunten pulst und strömt, und wie man es bei den Menschen gewahrt, daß sie edles Blut in den Adern tragen, so merkt man es hier, daß Rheinfluth durch die Wasser des See's geht. Goldgrün und sonnenhell ist die Farbe der Ufer, wie sie die alten Sagen dem Rheine geben, und bei wellenloser Fluth fühlt man draußen jene leise getragene Bewegung: das ist der Herzschlag des großen Stromes, der da in der Tiefe hindurchzieht.

Schon früh hat der Zauber, den diese Scholle besitzt, auch die Menschen gelockt; mit dem Schwert in der Faust drangen sie vor in die Wildniß und bauten ihre Städte an's Ufer, immer der Starke dem Stärkeren erliegend. Und noch jetzt, wie zur Erinnerung der hundertfältigen Werbung, stoßen die Grenzen der Länder hier zusammen, Oesterreich und Bayern, Württemberg und Baden, und mit dem Löwenantheil die freie Schweiz. Es ist ein Edelstein, der zu werthvoll schien, als daß ihn ein einziges Reich besitzen sollte; fünf Länder mit dunklem Walde und goldener Saat bilden die Fassung für dies schimmernde Juwel.

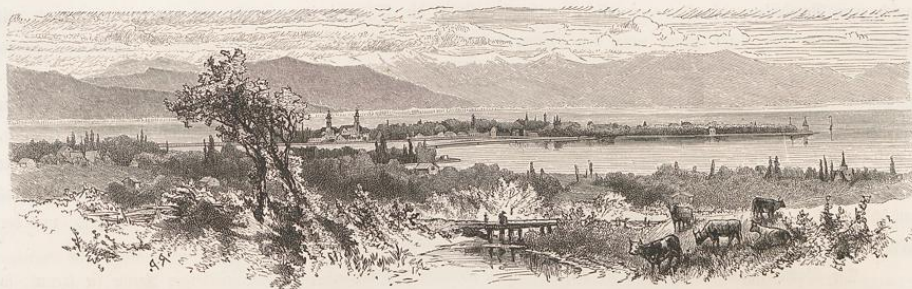
Die ersten, welche kamen und mit den alten Rhätiern um die Herrschaft rangen, waren die Legionen von Rom; die erste Stadt, die das Ufer schmückte, war Bregenz. Schon Strabo und Plinius kannten sie unter dem Namen Brigantium, nach dem auch der See bezeichnet ward; der Ausdruck Bodensee oder Bodmansee stammt aus späterer Zeit. Ergreifend schön in ihrer kraftvollen Einfachheit ist die Schilderung, die uns ein römischer Autor vom Bodensee im vierten Jahrhundert macht; riesige Wälder reichten damals noch herab bis an's Ufer und auf den Fluthen dampften die Nebel; mühsam bahnte die Art den ersten Weg am Strande hin. Durch die „träge Ruhe des See's“ aber (sagt der Erzähler dann) zieht mit reißender Gewalt und „schäumenden Wirbeln“ ein Fluß, der sein eifendes Wasser unvernünftig bis zum Ausgang bewahrt. Alles wild und wüste — doch stark und geborgen stand in der herrlichsten Bucht des See's das alte Kastell von Brigantium und eine blühende Stadt erwuchs unter seinem Schutze.

Alein die Blüthe währte nicht lang; andere Stämme kamen und wurden wieder von anderen zertreten, bis endlich aus Jeland die ersten Glaubensboten herüberzogen und mildere Sitten brachten. Es waren St. Gallus und Columban; auch sie saßen zuerst in dem südöstlichen Theil des Landes Fuß, da wo jetzt die Städte Bregenz und Lindau stehen; hier lag der Schlüssel für die Kultur des gesammten Gebietes.

So wollen denn auch wir an dieser Stätte beginnen, zunächst mit Lindau, dessen Jugendbild uns noch heute aus dem schönen Namen entgegenschaut. Jetzt, wo der allmächtige Verkehr sich überall eiserne Pfade baut und festen Boden schafft, wo die Natur ihn nicht geschaffen, jetzt merken wir es kaum mehr, daß Lindau mitten auf einer Insel liegt, denn brausend trägt uns der Schnellzug bis in das Herz der Stadt. Damals aber, als unsere Ahnen ihr den holden Namen gaben, da war das grüne Eiland noch rings umspült von der blauen Fluth und keine Brücke führte vom Festland hinüber auf die sonnige Au, durch deren alte Linden der Wind zog.

Kirche und Kloster, die zur Zeit der Karolinger entstanden, waren die ersten Bauten von deutscher Hand, und zu ihren Füßen siedelten sich bald die Grundholden an in reicher Zahl. Schon lange, ehe Rudolf von Habsburg den Thron bestieg, war die Stadt zur freien Reichsstadt erhoben worden, und da ihre Lage vorzüglich war, kam Handel und Verkehr zu ungewohnter Blüthe. Mit den mächtigsten Städten des Reichs, ja selbst mit dem deutschen Hause in Venedig stand sie in reger Beziehung, und dieselbe Müßigkeit bewährte sich auf geistigem Gebiet, als der erste Ruf der großen Reformation erklang.

Erst der dreißigjährige Krieg ward ein Wendepunkt für die Geschichte der Stadt; um sich der Fehde zu erwehren, ward sie befestigt und mit starken Außenwerken umgeben, allein das Alles schärfte nur den Troß der



Lindau.



Wappen der Stadt Lindau.

Feinde. Tausende von Geschossen warf der zornige Wrangel in die belagerte Stadt, die von den Kaiserlichen verteidigt wurde, und wenn er auch un- verrichteter Dinge abzog, vom Hohne der Bürger begleitet, so war doch der eigene Wohlstand derselben für Jahrhunderte unterwühlt. Die Zeit, wo nahe an dreißig Städte und über vierzehn hundert Wagen auf jedem Wochenmarkte zu Lindau erschienen (wie Achilles Gasser uns stolz berichtet), war für immer dahin, mit dem Reichthum schwand auch die Bevölkerung, und dringende Hilfe that Noth, als die Stadt 1806 an Bayern fiel.

So ward denn auch bald alles Mögliche zur Hebung derselben gethan, Straßen und Anlagen wurden gebaut, und in den Rahmen der alterthümlichen malerischen Bastionen, die zum Theil noch erhalten sind, fügte sich rasch das bewegliche Bild moderner Entwicklung. Der Schwerpunkt der letzteren ruht naturgemäß in der Bahn, die auf einem ungeheuren Damm vom Festland nach der Insel führt, und im Hafen, der nun der schönste am ganzen See geworden ist. Weithin, wenn man auf blauen Wellen der Stadt entgegenfährt, sieht man die beiden Wahrzeichen derselben ragen, den prächtigen Leuchtturm mit seinem gezackten Gipfel und den alten Löwen der Wittelsbacher, der auf thurmhochem Piedestal gebieterisch seine Umschau hält. Nicht weit davon steht das Denkmal des Fürsten, welchem Lindau vor Allem seine Blüthe dankt, des edlen Max.

Am meisten von Allem aber hob sich der Seeverkehr, dem nunmehr fünfundzwanzig Dampfer zu Gebote stehen, darunter ein Trajetschiff, das ganze Bahnzüge nach der Schweizerseite führt. Das erste Dampfboot wurde, wie bekannt, schon im Jahre 1824 erbaut und zwar von dem Amerikaner Church; es trug den Namen des Königs Wilhelm von Württemberg, der seine Erbauung veranlaßt hatte, und blieb bis 1847 in Dienst. Aber auch früher schon gab es Fahrzeuge auf dem Bodensee, die zur Verbringung wahrhaft kolossaler Lasten geeignet waren und häufig zwei bis dreitausend Centner luden; ein Riesensegel von sechshundert Ellen trug sie langsam hinüber nach Constanz.

Wie für die Schifffahrt, so war auch für den Fischfang Lindau Jahrhunderte lang der Mittelpunkt. Die Bürger der Stadt „übten den Zunftzwang“ und auf den Fischertagen, die sie alljährlich beriefen, ward dann vereinbart, wie und wann man dieses ergiebigen Rechtes pflegen solle. Denn der See war reich an den kostbarsten Fischen und Lachsforellen, und jetzt noch fängt man im Frühjahr zu Tausenden den sogenannten „Gangfisch“, der in Massen durch ganz Deutschland versendet wird. — All' diese Privilegien hat Lindau längst verloren, freilich im Ein-

tausch von Vortheilen, die ihm unendlich werthvoller sind; die Fischerei ist demals nahezu freigegeben und mit rühmenswerther Liberalität gönnt man den Gästen des schönen See's ihr Vergnügen. Niemand erhebt eine Klage, und die einzigen, die sich dabei beschweren könnten, die Fische — sind stumm.

So fühlen wir denn allenwärts den Wandel der neuen schaffenden Zeit, aber dennoch ist auch aus jenen walddünen Tagen, da nur die Barke der Memamen vom Festland hinüberstieß, noch mancherlei Spur erhalten. Die sogenannte „Heidenmauer“ gilt als Bruchstück des riesigen Wachtthurms, den Tiberius einst hier errichtet, die Peterskirche, die zur Stunde als Getreidelager dient, ist ein Denkmal der Karolingerzeit und das Rathhaus zeigt uns den schönen Stil der alten Reichsstadt. Noch heute ist das Wappen der Stadt eine Linde im weißen Feld, und der schönste Punkt in der Nachbarschaft, der Lindenhof, wahret schon in seinem Namen den grünenden Ursprung.

Die Nachbarstadt von Lindau ist Bregenz, und ob auch der Grenzstein zweier mächtiger Reiche sie trennt, so sind die beiden doch durch die Natur, die anders theilt als der Mensch, verbunden. Wenn Lindau als Inselstadt erscheint, so ist Bregenz eine Golfstadt im vollsten Sinne des Wortes, und wenn man die eine bisweilen mit Venedig verglich, so hat man die andere das deutsche Genua und Neapel genannt. Wir wollen nicht mit dem Vergleiche rechten, sondern geben uns rüchhaltslos der Freude hin, die dieses herrliche Stück Land in jeder offenen Seele weckt, wir halten uns nicht an erdachte Bilder, denn vor uns liegt das herr-



Gesichten vom Bregenzer Wald.

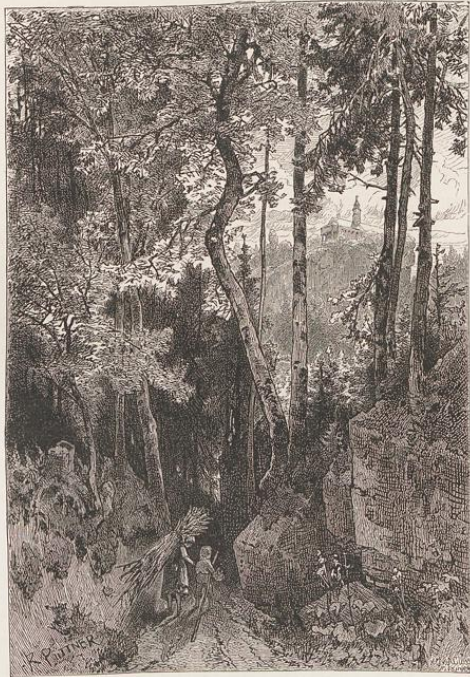
— Bergstadt und Seestadt sind hier vereint. Der älteste Theil ist jener, der oben auf einem Hügel liegt, welcher mächtig nach drei Seiten abfällt. Dort stand, allem Vermuthen nach, das römische Kastell, auch der Umkreis des alten damaligen Stadtbezirks ist durch zahlreiche Forschungen und Funde festgestellt. Grabfelder und zierliche Böden aus Mosaik, Statuen und Geschmeide und allerlei verrostete Münzen mit dem Bild der Cäsaren kamen nach tausendjährigem Verlorensein wieder an's Licht, der Fuß der Hunnen hatte sie in den Grund getreten und die Erde hat sie gehütet. Wie an der Riviera der älteste Theil der dortigen Städte möglichst in's Land hineinrückt und sich auf den Berghängen zusammendrängt, während die neuen Stadttheile der Küste dem Verkehr entgegenstreben, so geschah es auch hier; das moderne rührige Bregenz steht unten am Hafen und an der Bahn. Es ist der schlagende Beleg, wie auch die bauliche Entwicklung der historischen Entwicklung folgt, denn früher war die Losung der Städte Schutz und jetzt ist ihre Losung Verkehr; ihr erster Anbau mußte nach jenem Punkte suchen, der als der sicherste erschien, ihr heutiger Ausbau aber sucht jene Richtung, die am zugänglichsten erscheint.

Die Schönheit freilich findet dabei nicht immer ihr Theil: da kommen nüchterne Kasernen und riesige Lagerhäuser, und nicht selten sinkt die Architektur aus dem Bereiche der Kunst zum Rechenegempel herab. So

lichte Bild der Wirklichkeit. Sichel förmig biegt sich das blaue milde Ufer des See's ein und in leicht ansteigenden Terrassen zieht sich die Stadt bergan, überragt vom hohen Pfänder und vom Gebhardsberg mit seinem schimmernden Kirchlein. Alte Wälder mit Buchen- und Tannenschlag liegen ringsum, wenn auch die Axt, die heutzutage nicht mehr lichtet, sondern verheert, gar manche Lücke schlug.

und so viele Quadratschuh — so viele Kammern — so viel Miethe, darin gipfelt nicht selten aller Genius der heutigen Baukunst.

Auch am Ufer von Bregenz ist man vor solchen Reflexionen nicht sicher, aber es sind doch immer nur Einzelheiten, die uns stören; im Ganzen wird man nicht leicht ein Städtlein finden, das uns so lieb und freundlich entgegenlacht, denn der größte Bauherr, der den Grundplan gezeichnet, war die Natur; ihren Linien fuhr die Menschenhand nur bedächtig nach. — Die Bevölkerung der Stadt ist klein, und bekommt dadurch einen etwas offiziellen Anflug, daß sich alle möglichen Würdenträger hier zusammen finden, denn wir sind ja in der Hauptstadt von Borarlberg. Aber auch andere Würdenträger, deren Ansehen nicht auf kaiserlichen Dekreten ruht, ließen sich hier nieder, wie ja der Bodensee von jeher eine besondere Anziehung auf unsre Dichter geübt hat. Wie schön hat Gustav Schwab ihn besungen, wie gerne kommt Hermann Lingg, der düstergroße Lyriker, hieher! In Radolfszell lebt Victor Schöffel, der glückliche Meister des Effekthart, und in Bregenz schreibt Alfred Meißner berühmte Romane. Wie wächst doch der Reiz eines Landes und der



Weg zum Gebhardsberg.

telpunkte des Verkehrs geworden, zwischen beiden aber liegt auf einer schmalen Landzunge das seltsame Städtlein Arbon. Es war einer der auserlesenen Punkte am See, die schon von den Römern besetzt wurden, und der Führer ihrer Kohorten wohnte dort im gewaltigen Kastell. Weit in den See hinaus war ein Hafen gebaut, dessen riesige Quadern noch jetzt auf dem Grunde sichtbar werden, wenn die Sonne durch den stillen Spiegel scheint. Der alte Name aber, der noch aus der heutigen Bezeichnung hindurchklingt, war Arbor felix (zum seligen Baum). Als die Römer vernichtet oder vertrieben waren, zogen die Lehenträger deutscher Fürsten in die Burg, und in ihrem Kreise hielt noch der junge Konradin seine Raft, ehe er den todgeweihten Weg nach Welschland nahm. Welch wunderbare tragisch-schöne Gestalt, wie er mit blauem Blick und goldenem Gelock vor unserem Gedächtniß steht am Scheideweg zwischen seliger Jugend und schwerer Mannespflicht, am Wendepunkt zwischen deutscher Herrlichkeit und

Zauber der Wanderschaft, wenn wir unsere Raft am gastlichen Herde bedeutender Menschen genießen; auch das ist Sonnenschein auf der Reise!

Bregenz ist der Endpunkt des langen blauen Obersee's; nur wenn die Luft von schneidender Klarheit ist, sieht man in weiter Ferne noch den Münsterthurm von Konstanz schimmern. Er ist das Ziel, dem uns der Dampfer nun auf langer Fahrt entgegenführt, aber zu beiden Seiten, am deutschen, wie am schweizer Strand, winkt uns zuvor noch manch' willkommener Halt und manch' lachende, trauliche Stätte.

Drüben am linken Ufer sind Rorschach und Romanshorn die Mit-

deutscher Schmach! Wie gerne pflog er des Minnefangs, er, in dessen Adern das edle heiße Blut der Stausen floß, wie oft mochte sein Lied vom Schloß zu Arbon herüberhallen über die blaue Fluth!

„Den Geist bekümmert um den Norden,  
Das Herz dem Süden zugekehrt.“ (H. Klingg.)

Unter dem Beile sank sein goldenes Haupt, und wie eines der großen Schmerzensworte, die ungeführt in der Geschichte stehen, klingt noch heute der Name Konradin!

Das Dörflein mit der Kirche, das wir drüben glänzen sehen, Arbon fast gegenüber, heißt Wasserburg. Die Kirche ist weit vorgeschoben an's Ufer und noch weiter das Pfarrhaus, an dessen oberstes Stockwerk die Wellen schlagen, wenn der See besonders stürmisch ist. Doch um so herrlicher hat es der geistliche Herr an sonnigen Tagen, da wölben grüne hochgewachsene Bäume ihr schattiges Dach über seinen Garten; daneben an der Lände tummelt sich fröhliches Volk in reger Geschäftigkeit, er aber wandelt beschaulich auf und nieder und süßt sich auf seinem Grunde so sicher und stolz, wie es nur je seine Nachbarn gethan, die Grafen von Montfort.

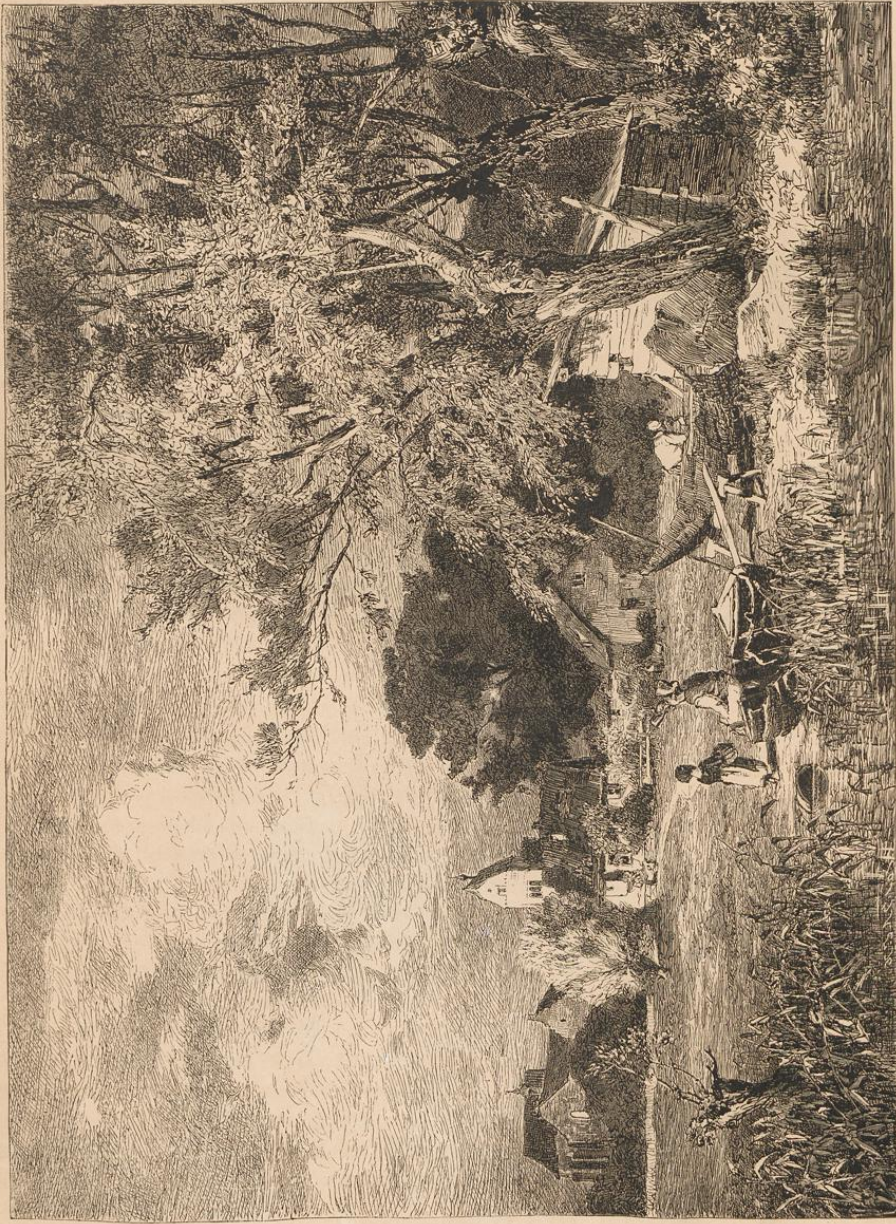
Auch das ist ein Name von altem ehernen Klang; denn ihnen war viele Jahrhunderte das trockige Schloß zu eigen, das bei Langenargen steil in den See ragt, anfangs auf einer Insel, die später durch Dämme mit dem Festland verbunden ward. Kein Geschlecht war mächtiger im Gebiete des Rheinthals und des Bodensees und keine Burg war stattlicher, als die ihre; selbst in den Ruinen trogte noch die alte Majestät. Jetzt freilich ist das Alles verschwunden, um einem neuen künstlichen Baue Raum zu geben, den sich die Herrscher von Schwabenland errichtet. Viele Tausende hat das neue Montfort verschlungen, aber die alten, stuhmspülten Mauern wollen die Last der Gegenwart nicht tragen, die man ihnen aufgedrungen und immer wieder hört man davon erzählen, daß hier und dort die Pfeiler wanken.

Der eigentliche Sommeritz des württembergischen Hofes aber ist das nur wenige Stunden entlegene Friedrichshafen mit stattlichem Landungsplatz, den der Leuchthurm überragt, und breitem Quai, auf dem sich das schwäbische Leben rührig und redselig tummelt. Soeben wird ein Bahnzug auf das riesige Trajektschiff geladen, das nach Romanshorn hinüberfährt, der Dampfer „Maximilian“ liegt mit rauchendem Schlot vor uns und übernimmt die Passagiere, die mit dem Schiff von Konstanz kommen. Welches Gewühl von Menschen und Waaren! Die Lokomotive des Zuges pfeift, die Glocke des Schiffes schallt; halt — da will auch noch ein „Herle“ mit; halt — eh' ihr die Brücke wegzieht!

Nun ist er athemlos aber glücklich an Bord, das Schiff stößt ab und in wenigen Minuten trägt uns wieder der offene blaue Spiegel. Jetzt erst zeigt sich das Schloß in seiner vollen, prächtigen Lage, mit langen Fensterreihen und breiten Terrassen, hohe Linden beschatten den Eingang und in duftigen Blumenbeeten breitet sich weithin der Garten aus, indeß der Wind mit der Flagge spielt, die droben vom Giebel weht.

Nicht immer trug die reizende Stadt den Namen, der ihr heute zu eigen ist; ein Friedrichshafen gibt es erst in unserem Jahrhundert, nachdem das alte Kloster Hofen aufgelöst und mit der Reichsstadt Buchhorn zu einem Ganzen vereinigt ward. Schon zur Zeit der Karolinger war Buchhorn eine Thingstätte, wo man öffentliche Verhandlungen pflog; die Herren aber, die dort saßen, hießen Grafen vom Linzgau.

„Das glänzt wie Meersburg,“ sagten noch vor hundert Jahren die Leute; so hell und stolz blinken die Fenster dieser Burg, der wir nun nahen, herunter auf den See. Ihr zu Füßen liegt das kleine Städtlein gleichen Namens, das seine Gründung bis auf König Dagobert zurückführt. Hier war es, wo einst die Kirchenfürsten von Konstanz den goldenen Sommer verträumten, wenn Friede im Land war, und sich mit ihren Reichthümern verständigten, wenn es Fehde gab. Schon an sich, durch seine steile Lage und seine alterthümliche Färbung, erscheint uns Meersburg als ein festes wehrhaftes Städtlein, aber das meiste zu diesem Eindruck thun natürlich die beiden Schlöffer,



Die Reichenant. Von G. Schönleber.







Friedrichshafen.

die das Häuserwerk überragen. Zwischen ihnen zieht sich eine klaffende Schlucht hin, die Bischof Nicolaus durch Hunderte von Bergleuten sprengen ließ, um seine Burg noch fester zu machen; überall auf den Höhen wächst herrlicher Wein und in der Ferne blicken die verschneiten Gipfel herüber vom Berner Oberland. Welfen und Staufen waren Herren der Burg, der Bauer und der Schwede pochte an ihr Thor und drohte sie der Erde gleich zu machen, wie das eine Botschaft zeigt, die noch heute in Meersburg verwahrt wird. Es ist ein vergilbter Zettel, an allen vier Ecken angebrannt und auf den schrieb der Oberst vom Horn'schen Regiment, daß es der Stadt nicht besser ergehen solle, daß auch sie an allen vier Ecken angezündet würde, so sie sich nicht ergeben wolle. Aber Meersburg ergab sich nicht.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts sah es auch hier gar öde und traurig aus; werthlos und ungeehrt standen die Mauern der alten Burg, das Bisthum war aufgehoben und seine Güter säcularisirt, und das Städtlein selbst war in badische Hand gekommen. Es war eine Zeit, die zwar mit Recht, aber doch auch mit Härte gar manch' Bestehendes zerbrach. Schier stand dem alten Schloß der Abbruch nahe, hätte nicht zur rechten Zeit einer der edelsten deutschen Männer es zu seiner Heimstätte erkoren. Freiherr von Laßberg, dessen Denkmal jetzt den kleinen Friedhof schmückt, ward der Gebieter dieser Räume; in den Sälen, wo einst die Bibliothek der Bischöfe stand, breitete er seine geistigen Schätze aus, Handschriften aus aller Zeit, und im Erker, wo sein großer Lehnstuhl stand, saß er selber und sonnte sich im Glanz der deutschen Sonne.

Schon die Geschichte von Meersburg weist uns nahe genug nach Constanz hin, aber auch der Weg ist nicht mehr weit, der uns in das Reich der alten stolzen Bischofsstadt hinüberträgt. Constanz bildet gewissermaßen den Schlußstein des Obersee's, dort theilt sich das ungeheure Becken in zwei schlankere Arme, von denen der eine nach der Stadt Neberlingen genannt ist, während der andere als Untersee (oder Zellersee) bezeichnet wird. Auf diesen Armen ruhen die beiden wunderbar schönen Inseln Mainau und Reichenau, an denen wir landen wollen, sobald wir die Wanderung durch Constanz beendet.

Freilich erging es der Stadt nicht anders, als Lindau und so vielen Städten des alten Reiches; ihre Bevölkerungszahl und ihre Bedeutung für das Ganze ging in kolossaler Weise zurück, und an die Stelle der historischen Mission trat der Beruf, für einen engen bescheideneren Kreis den Mittelpunkt zu bilden.

Mit solchem Maßstabe muß jetzt ihr Wesen und ihr Verdienst gemessen werden, dann aber läßt sich getrost behaupten, daß Constanz in vorderster Reihe steht. Seine zehntausend Bewohner holen an geistiger Freiheit nach, was seine vierzigtausend veräußerten; denn so zahlreich war die Bevölkerung während des berühmten Concils, das seine Thaten mit dem Tod des großen Fuß, statt mit der Reinigung der geistlichen Sitten krönte.

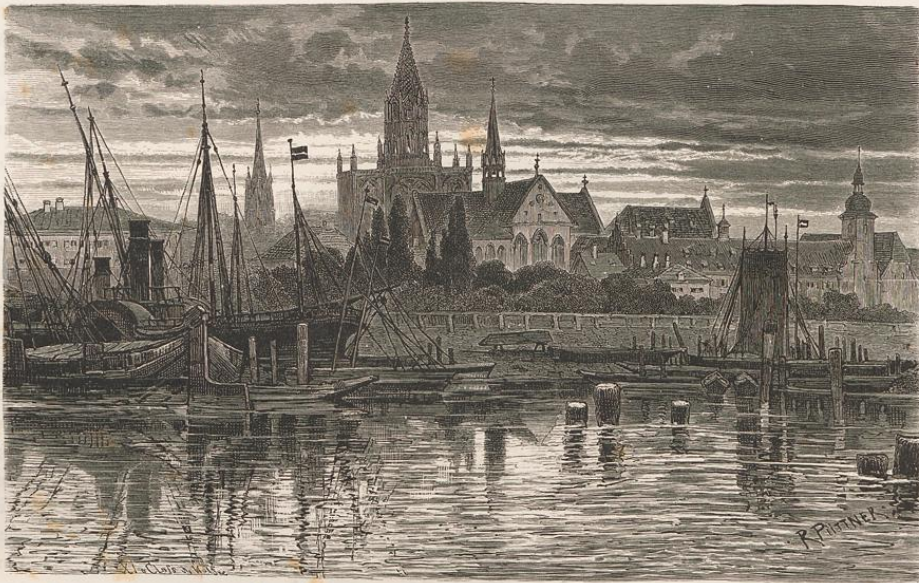


Meersburg.

Die Gründung der Stadt reicht weit zurück, bis auf die Alemannenkämpfe des Kaisers Constantius; der kolossale Unterbau des damaligen Kastells ward noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gefunden, als die Schweden dort ihre Schanzen gruben. Schon frühe begann ihre Blüthe und damit ihre historische Bedeutung für das ungeheure Reich, denn fast alle deutschen Fürsten bis auf die Staufener herab zogen durch ihr Thor und lohten ihre Gastfreundschaft mit reichen Ehren. Als Karl der Große nach Rom zog, um dort die Kaiserkrone zu holen, hielt er mit Hildegard in Constanz Raft, und nicht selten begingen die deutschen Könige hier das Weihnachtsfest oder die Ostern. Glänzende Fürstentage wurden gehalten, an denen die Großen des Reiches sich um ihr Haupt versammelten. In Constanz war es, wo die Gesandten von Mailand vor Barbarossa traten, wo er die goldenen Schlüssel empfing, die ihm die italienischen Städte als Zeichen der Unterwerfung gesendet.

Aber all die Pracht, die man dabei zur Schau trug, verschwindet neben jenem Schauspiel sinnlicher und sündiger Prachtentfaltung, das unter dem Namen eines heiligen Conciles zu Constanz bekannt ist.

Es war im Jahre 1414; der wilde Geist des Uebermuthes, der Trägheit und Sittenlosigkeit war verwüthend in den großen Bau der römischen Kirche eingedrungen. In den Klöstern sang man Minnelieder und jeder Streit mit den geistlichen Nachbarn wurde mit der Faust auf offener Straße ausgekämpft. An der Spitze dieses wilden Treibens aber standen drei Gegenpäpste, die sich wechselseitig befehdeten: Johann XXIII., Benedikt XIII. und Gregor XII.; niemand wußte mehr, wer Herr und Diener sei, doch wer am meisten litt, das waren jene, die es redlich mit ihrem Glauben meinten.



Constanz.

Um solchen Uebelstand zu bessern und die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren, ward das Concil zu Constanz berufen und so ward unsere kleine Stadt vier Jahre lang der Mittelpunkt der europäischen Geschichte. Mit reizender Lebendigkeit erzählt uns Ulrich von Reichenthal, ein Zeitgenosse jener Tage, den Aufzug der Fürsten und Prälaten, wie „allgemach viele Herolden und Pfeifer kamen“, und allerlei Knechte, um eine Herberge auszurüsten. „Die bestellten Futter und Stroh, und schlugen ihrer Herren Wappen an die Häuser und Thüren.“

Schon um Mitte August kam der Cardinal von Ostia an, der als Erzkanzler der hl. Kirche mit den Vorbereitungen betraut war; mehr als achtzig Pferde standen in seinem Gefolge. In voller Rüstung, vom Kopfe bis zum Fuß geharnischt, ritt der Erzbischof von Mainz herein; von Grafen umgeben, mit einundzwanzig gerüsteten Wagen und mehr als fünfhundert Pferden der Markgraf Friedrich von Meissen.

Zimmer mehr füllte sich die Stadt, verblüfft sahen die guten Bürger drein, denn selbst aus dem Morgenland und aus dem fernsten Norden kamen die Abgesandten; man wußte nicht, was aus all' der Pracht noch werden sollte.

Erst im späten Herbst, als es in den Alpen schon zu schneien begann, erschien auch der Papst (Johannes). Der Schlitten, der ihn über den Arlberg herüberbrachte, warf um und wäre fast im Schnee versunken, bevor er glücklich nach Thurgau herunterkam. Dort empfing ihn mit allen Ehren der Herzog Friedrich von Oesterreich, der ihn mit seinen Reichigen nach Constanz geleitete, wo der feierliche Einzug stattfinden sollte. Vor dem Thronhimmel, unter dem er ritt, im weißen päpstlichen Ornate, schritt ein Pferd, das „eine Schelle um den Hals“ und das hl. Sakrament auf dem Rücken trug; vier Rathsherrn hielten den Baldachin und zu Tausend und aber Tausenden strömte das jubelnde Volk herbei. Nur Einer fehlte noch, das war der Kaiser Sigismund; aber endlich am Weihnachtstage erschien auch er, an der Seite seiner Gemahlin, und von zahllosem Gefolge umgeben. Zimmer mehr wuchs der Zuzug der Fremden, die man nach einer mäßigen Schätzung auf achtzigtausend bezifferte; zur Zeit des höchsten

Andrangs sollen es hundertfünfzigtausend Menschen gewesen sein, die über dreißigtausend Pferde verfügten. Alle Schaulust, alle Erwerbssucht Europa's strömte hier zusammen, Constanz war der Mittelpunkt des fürstlichen Hochlebens geworden, und mehr als tausend fahrende Frauen dienten zur Ergözung der würdigen Prälaten. — Wie aber stand es mit den großen Pflichten, zu deren Erfüllung die Versammlung berufen war, und mit den Reformen, deren die Christenheit so dringend bedurfte? Was bedeutete das Concil von Constanz für die Entwicklung unserer vaterländischen Geschichte und für das Heil der Menschheit? Nichts und weniger als nichts! Denn wenn man diese Frage stellt, dann sinkt mit einem Mal der Feind, den man dort entfaltete, in Schutt und Schmach zusammen; nicht eine Ehrenthat, sondern eine Unthat steht dann vor unseren Blicken.

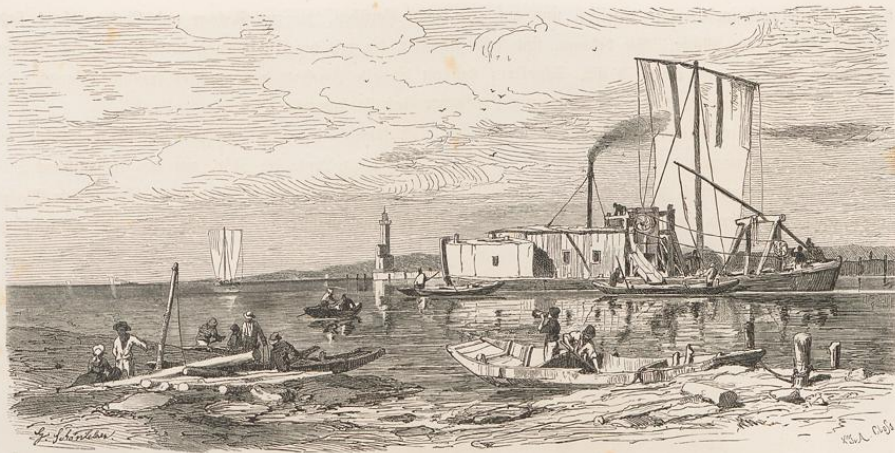
Zwar hatte man es mit Mühe dahingebracht, daß die drei bestrittenen Päpste ihrer Würde entsagten, um einem vierten das Feld zu räumen, aber gar bald darauf brach Papst Johann seinen feierlichen Eid, entfloß vom Concile und wollte von Italien aus seine Herrschaft auf's Neue befestigen. Allein die Verhandlungen, die das Concil unterdessen über seinen Lebenswandel pflog, gaben ein so schauerliches Bild des Lasters, daß er feierlich abgesetzt und Cardinal Colonna an seiner Stelle erwähnt ward.

hauften bestieg, ist ein ergreifendes Bild, das man nicht schildern kann ohne zornige Beschämung. Unter furchtbaren Flüchen riß man ihm erst die geistlichen Kleider ab, die langen Haare wurden ihm geschoren und eine rostige Kette um den Hals gehangen, auf's Haupt aber gab man ihm spöttisch eine Krone, mit Teufeln bemalt, wie dies ein alter, wahrscheinlich gleichzeitiger Holzschnitt, welcher als Flugblatt gedruckt wurde, und von welchem wir unsern Lesern eine getreue Copie in verkleinertem Maßstabe geben, in naiver Weise veranschaulicht. Huß stellte sich nicht zur Gegenwehr und flehte nicht um Gnade, aber auf dem ganzen Wege betete er laut, daß Gott seinen Feinden vergeben möge, und



Huß auf dem Scheiterhaufen.  
(Nach einem alten Holzschnitt)

— Bald jedoch folgte diesem düsteren Bilde ein zweites, das an Grausamkeit seines Gleichen sucht. Viel leichter, als der eigenen Verkommenheit entgegenzutreten, war es natürlich, die Reher zu verdammnen, und in diesem Rächeramt erblickte nunmehr das Concil seine wesentlichste Pflicht. Der Anhang, den die Lehre des Johannes Huß in Böhmen gefunden, hatte längst den Haß der Römer erweckt, und so ward denn der berühmte Lehrer von Prag nach Constanz berufen, um sich dort vor der Versammlung zu verteidigen. Mit aller Zuversicht hatte ihm Sigismund freies Geleit und den Schutz seines Lebens versprochen, aber wie zuerst der Papst, so brach jetzt auch der Kaiser sein Wort; man hatte ihn rasch zu überreden gewußt, daß man „Ketzer“ gegenüber ja nicht zur Treue verpflichtet sei. — Die Hinrichtung des großen uner-schütterlichen Mannes, der mit stoischer Ruhe den Scheiter-



Am Hafen von Constanz.



Wappen der Stadt Constanz.

noch in den Flammen pries er den Herrn und sang, bis der Rauch seine Stimme erstickte und die zusammenbrechende Gestalt mittheilig verhüllte. — So starb der „Keyer“, — die Kirche aber, deren Wesen in der Liebe des Nächsten ruht, hatte eine neue Blutschuld auf sich geladen. Für die wichtigste Aufgabe, die man sich gestellt, für die Reinigung an Haupt und Gliedern, war nichts erwirkt, die Lösung dieser Pflicht sollte nach öffentlichem Beschluß einer „späteren“ Versammlung überwiesen werden. Nicht ohne ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit ging man nach vollen vier Jahren auseinander, aber selbst den Abzug deckte noch Schmach; denn so tief war Kaiser Sigismund verschuldet, daß die Bürger ihn nicht reisen ließen, ehe er ihnen sein ganzes Gepäck als Pfand zurückließ. Jahre lang blieb dasselbe in Gewahrsam der Stadt, und als man endlich die Kisten erbrach, weil jede Hoffnung auf

deren Einlösung schwand, da fand man statt der silbernen Tafelgeräthe — Steine. — Das war der Verlauf und das Ende des großen „heiligen“ Conciles zu Constanz: ein Kaiser und ein Papst, die Verräther an ihrem eigenen Worte wurden, eine Ueberfluthung der Stadt mit fahrenden Dirnen und uneinbringlichen Schulden und zu dem Allem der Scheiterhaufen des Johannes Huf! Fürwahr, ein Brandgeruch zieht noch heute durch diese Erinnerungen.

Kehren wir nun aus der Geschichte in die Gegenwart zurück, so findet man auch in der jetzigen Erscheinung der Stadt noch mancherlei, was an jene Zeiten gemahnt. Vor Allem ist das Kaufhaus bemerkenswerth, in welchem damals das Conclave gehalten wurde; ein kolossaler Bau, der dicht am Wasser steht; der untere Theil ist gemauert, der obere von bräunlichem verwittertem Holze, so daß es fast den Eindruck einer riesigen Scheune macht. An den vier Ecken des Daches aber zeigt sich ein kleiner, erkerartiger Vorprung, der dem an und für sich etwas schwerfälligen Bau ein originelles Ansehen gibt. Hier im ersten Stockwerk ist der sogenannte „Conciliumsfaal“, ein ungeheurer, aber ziemlich niedriger Raum, dessen Decke von Säulen getragen wird und der jetzt ganz mit hellem Holze vertäfelte ist. Die Fresken, welche die Wände schmücken, stellen die wichtigsten Momente aus der Geschichte von Constanz dar; sie

sind zum Theile noch im Werden begriffen und auf den hohen Gerüsten, die zur Rechten und Linken erbaut sind, steht emsig pinselnd der Maler. Wie bekannt, sind beide Künstler, die mit der Ausführung derselben betraut wurden, aus München, der eine von ihnen ist Ph. Schwörer, welchem die alte Narstadt gar manches treffliche Wandgemälde verdankt, der andere Friedrich Pecht, der aus einer Constanzer Familie stammt.

Unter den Kirchen der Stadt ragt historisch und architektonisch der Dom hervor, der in der Mitte des elften Jahrhunderts begonnen ward. Freilich kam mancherlei Zuthat im Laufe der Zeit, um den romanischen Stil, in welchem die Kirche anfangs gedacht war, zu gothisiren, auch ein furchtbarer Brand, bei dem die sämtlichen Glocken schmolzen, griff verwüstend ein, allein trotz alledem ist das Münster noch immer die stattlichste Kirche am ganzen See.



Hausbau (Concilshaus) in Constanz.

Durch den Bischofssitz, der seit 553 in Constanz bestand, war die Stadt reich geworden und durch eine Reihe bedeutender Männer, die hier gewirkt, fügte sie zum Reichthum auch noch den Ruhm. — Die Bevölkerung der Stadt ist jetzt überwiegend katholisch, aber nur das Schwert hat sie dem alten Glauben zurückgeführt. Denn die Eindrücke, welche aus den Tagen jener großen Versammlung übrig blieben, gingen so tief, daß die Bürger der Reformation mit offenen Armen entgegengingen und der Bischof bereits voll Grimm die Stadt verließ. Immer entschiedener trat die lutherische Gesinnung zu Tage und da die Stadt sogar das Interim zurückwies, das ihr Karl V. auferlegt, so kam es zum offenen Kampfe. Es war eine jener Fehden, in denen das Selbstgefühl der Bürgerschaft mit verzweifelter Muthe der fürstlichen Uebermacht entgegentrat. Auf der Rheinbrücke stießen die Soldaten der Stadt mit dem spanischen Fußvolk zusammen, das der Kaiser wider sie gesandt und nach mörderischem Gemetzel behielten sie wirklich die Oberhand.

Freilich war es ein Pyrrhus'sieg, der hier gewonnen wurde, denn der Kaiser lohnte den Heldennuth seiner Feinde mit der Acht und nahm die Stadt, die bisher freie Reichsstadt gewesen, in's Eigenthum der österreichischen Lande. Alle Protestanten mußten sich flüchten, ihre Güter wurden eingezogen — der Glaube war gerettet.

Noch einmal hatte Constanz schwer unter der Noth des Krieges zu leiden, als die Schweden vor seinen Thoren lagen; dreimal stürmte Feldmarschall Horn gegen die Mauern der Stadt, bis ihn die furchtbare Gegenwehr der Bewohner zum Abzug zwang.



Nach dem Kampf auf der Rheinbrücke in Constanz.

Dann erst kamen stillere Zeiten, Handel und Gewerbe begannen langsam wieder emporzublühen und die Natur trug unverkümmert ihre goldenen Schätze, aber ein Wandel war doch für alle Zeit und unabänderlich vollzogen. Aus der mächtigen freien Reichsstadt war eine stille schlichte Provinzstadt geworden, und nur eines gemahnte noch an die große Vergangenheit: ein Zug zur Freiheit, den die Stadt auf jede Weise bethätigte und den sie vor Allem jetzt auf kirchlichem Gebiete bekundet. Auch manche edle Hand kam ihrem Streben fördernd zu Hilfe; wer dächte hier nicht mit Dank an Kaiser Joseph II. und an den großen Wessenberg, welcher als Bischof von Constanz durch seine edle Humanität, seine Pflege von Kunst und Wissenschaft sich ein unvergängliches Denkmal setzte? Und so scheiden wir doch mit einem wohlthuenden Gefühle.

Was uns jetzt noch zu betrachten erübrigt, das sind die beiden großen Inseln, die ebenso wie Lindau schon in frühesten Zeit als „Auen“ bezeichnet wurden, die eine nach ihrem Reichthum, die andere nach holder Maienluft: Mainau und Reichenau. — Lange Zeit gehörten die beiden zusammen, Mainau war nur ein Nebengut der großen Abtei im Untersee, bis die Abte es als Lehen vergabte; erst aus zweiter Hand kam es dann an den deutschen Orden, der die herrliche Commende bis 1806 besaß. Mit mächtigen Flügeln stand das breite fürstliche Ordenshaus auf dem hohen Plateau der Insel, eine Mischung zwischen Burg und Kloster; in den langen Gängen und den prächtigen Sälen hingen die Wappenschilder der hohen Comthure, und in der Ordenskapelle des Hauses klang die geweihte Glocke. Weithin über den See scholl ihr friedvoller Klang, drüben glänzte der Sautis und in verschwommener Ferne das alte Bregenz.



Die Fremden aber, welche die Insel besuchten, fanden in der Meierei und der Herberge, die damit verbunden war, gastlichen Unterstand. Aber auch später noch, nachdem die Commende längst im Anprall der Zeit gefallen war, bildete doch der Nimbus des Ordens und seiner adeligen Herren noch immer das eigentliche Gepräge der Insel und der alte gutmüthige Wirth saß stundenlange bei seinen Gästen und erzählte ihnen von den geharnischten Rittern von Hiltbold und Werner Hundbiß, der das Giland wider die schwedischen Schiffe vertheidigte — als wäre er selber dabei gewesen. Erst jetzt, seit die badische Herrscherfamilie ihren Sommeritz hier aufgeschlagen, sind jene vergangenen Bilder im Glanz der Gegenwart erblischen.

Bei den Dörfern, die am Ende des Ueberlingersees stehen, finden sich dunkle Höhlen, die man die „Heidenlöcher“ nennt. Es sind enge, in den Felsen gehauene Kammern und Viele meinen, daß sie nach Art der Katakomben den ersten Christen zum Schutze dienten, Andere halten sie für römische Gräber aus der Zeit der Kämpfe mit den Alemannen.

Völlig anders als Mainau ist das Bild, das die Nachbarinsel Reichenau im Untersee vor uns erschließt; ihr Umfang ist bedeutend größer und ihre Geschichte viel älter, keine Scholle Land ringsum war ihr an Ruhm und Reichthum überlegen. Unter den zahllosen Klöstern, die das frühe Mittelalter schuf, war Reichenau vom Glücke förmlich auserlesen; vier Erzherzoge und nahe an zwanzig Grafen waren seine Lehens-

darauf, daß im ganzen Süden des Reichs keine Stätte stand, die der ihren an Bildung gleichkam. Von allen Seiten sandten die Großen ihre Söhne und mehr als achtzig Bischofsstühle wurden mit den Schülern der Abtei besetzt.

Allein das Glück war zu verschwenderisch gewesen, um dauerhaft zu sein; schon unter den Staufern kam der Wendepunkt und mit reizender Gewalt brach der Verfall herein. Statt edle Gedankenarbeit zu üben, zogen die Mönche nach Ulm zur Fastnacht, wo sie mit den Frauen tanzten und spielten, so daß der Abt alle Güter, die er dort besaß, verkaufte, um ihnen die Stadt zu verschließen. Eine Hube nach der andern ging dahin, um die Schulden zu decken, und bald war die Kente des Klosters, die einst an fünfzigtausend Gulden betragen, auf drei Mark Silber herabgesunken. Mit jeder Stunde wuchs die Verwilderung, ja es gab einen Augenblick, da das gesammte Kapitel nicht mehr des Schreibens mächtig war, und mit eigener Hand riß der Abt fünf arglosen Fischerleuten die Augen aus, weil sie Unterthanen der Stadt Constanz waren, mit der er in Fehde lag.

Schon lange hatten die Bischöfe der Nachbarstadt deshalb den Plan gefaßt, die Reichenau an sich zu ziehen; nun schien die Stunde gekommen, wo ihnen die reife Frucht von selber in den Schooß fiel. Gegen eine kleine



Ignaz Freiherr von Wessenberg.

männer, und wie Karl V. sich gerühmt, daß in seinem Reich die Sonne nicht untergehe, so rühmte sich der Abt von Reichenau, daß er allnächtlich auf eigenem Boden schlafe, wenn er nach Rom zum Papste ziehe. Er war Fürst des heiligen römischen Reichs, und Kaiser und Fürsten saßen bei ihm zu Gast, die edelsten Ritter aus den Nachbargauen dienten ihm als Truchseß und Mundschenk, wenn er mit seinen Gästen zur Tafel schritt. Aber nicht nur den Genuß der Sinne, auch die Genüsse seiner geistiger Kraft pfl egte sie in Reichenau, und die Mönche waren stolz



Maltau.

Summe fand sich der Abt bereit, den Verrath zu üben; er lieferte selber das Kloster an Constanz aus und damit waren seine Würfel für alle Zeiten gefallen (1540).

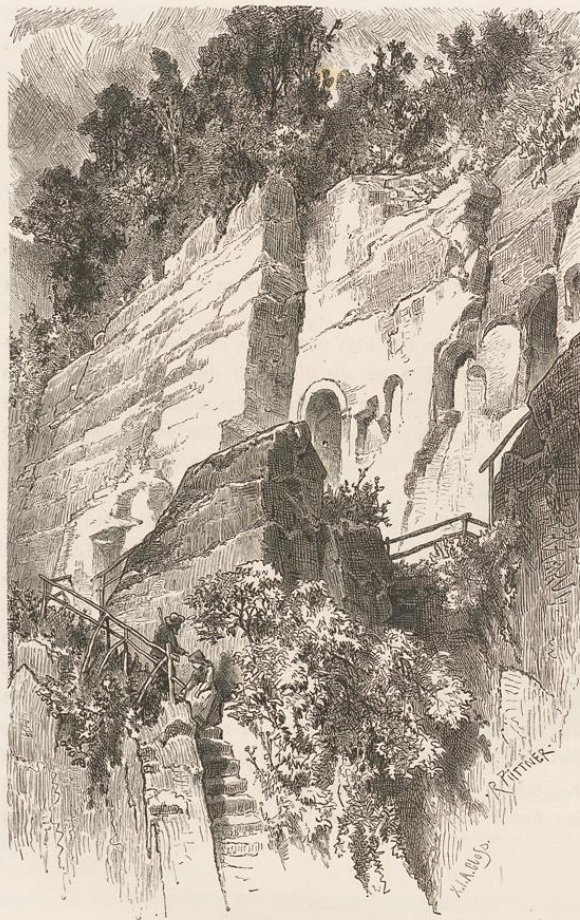
Das sind die Gedanken und Erinnerungen, deren man nicht ledig wird, wenn man über die breite herrliche Insel wandert. Es ist uns seltsam dabei zu Muthe; noch steht die alte Kirche mit einem Thurme aus Gatto's Zeiten; wir schreiten durch das geschmückte Portal an den grauen Pfeilern hin, an Gräbern vorbei, auf deren steinerner Decke Krummstab und Inful prangt, aber wehmüthig düster scheint das gebrochene Licht, das uns umfängt. Es ist ein Zug der Ohnmacht, der durch diese Stätte geht, und wie der stumme Träger derselben blickt uns das Kaisergrab Karls des Dritten an, der entthront und entehrt hier starb.

In der Sakristei, wo die eisernen Riegel knarren, liegen die Schätze und Heiligthümer der Abtei verwahrt: Evangelienbücher auf zierlichem Pergament, Monstranzen und Kelche, kostbare Gewänder und elfenbeinerne Schnitzereien. Auch ein riesiger „Smaragd“ im Gewichte von mehr als zwanzig Pfund liegt dort, der freilich in unseren Augen nicht mehr ist, als grünes Glas.

Unbewußt athmen wir auf, wenn wir wieder heraustraten aus diesen dämmerhaften, geistig verarmten Räumen in die freie Natur, die allein noch den Namen verdient der — reichen Au. Fruchtschwere Bäume und sonniges Weinland umgeben uns, aus den grünen Wiesen lugen drei Dörfer hervor, Ober-, Mittel- und Unterzell, am Ufertrand glänzt die Ruine der alten Scopula-Burg, auf der sich die Mönche in drohender Zeit verschanzten. Und das Alles überfließt vom warmen Sommerdunst, das Alles umspült von blauer Fluth! Ueberall steigen am Strande weißblinkende Städtlein und Dörfer auf: Znang und Horn, Steckborn gen Süden und gen Norden Sankt Radolfs Zelle. Nun aber ändert sich mälig die Gegend; ein eigenartiger Kampf zwischen Wasser und Land beginnt, immer mächtiger drängt



Arentenberg.



Heidenlöcher bei Heberlingen.

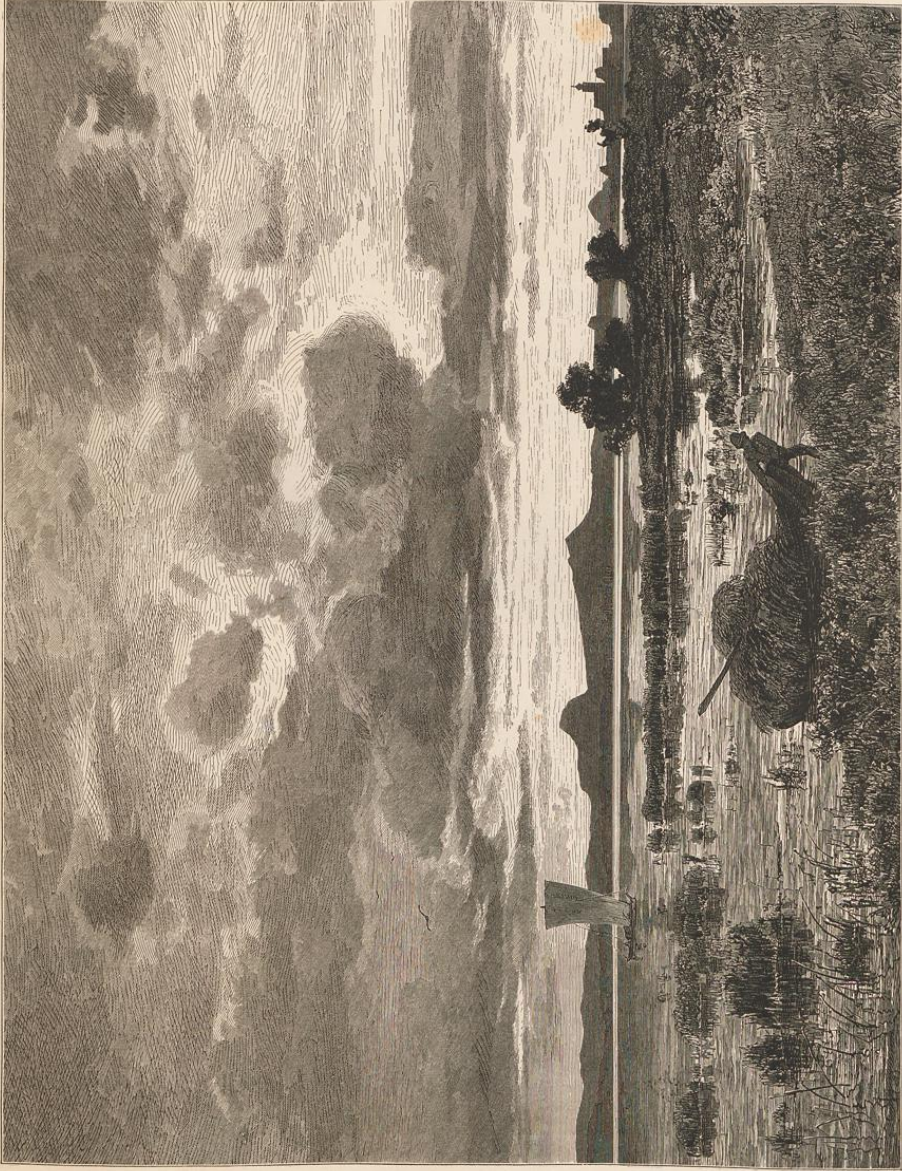
aus ging er nach Paris als Präsident der Republik, der bald genug der zweite Dezember folgte. Er hatte den stillen beschaulichen Landstich vertauscht mit den Tuilerien und fast zwei Jahrzehnte lang folgte Europa bange seinen verschleierten Worten — er hatte die Schlachten von Sebastopol und Magenta geplant — einsam und vergessen lag das kleine Arenenberg. — Nun ist es wieder bewohnt, der Park ist den Fremden verschlossen, aber drinnen auf den feinkieste schattigen Wegen, wo einst die Mutter des Prinzen ging, wandelt jetzt eine schwarze Frau mit bekümmerten Mienen — die Wittve des Kaisers. Arenenberg ist der Ausgangspunkt und der Schlußpunkt für diesen *circulus vitiosus*, den die Weltgeschichte das zweite Kaiserreich benennt.

Immer schmäler wird nun der See, schon krümmt sich das enge Becken, wie der Lauf eines Stromes, der den Hindernissen auszuweichen sucht, schon tritt das Wasser des Rheines deutlich hervor aus dem Wasser des See's.

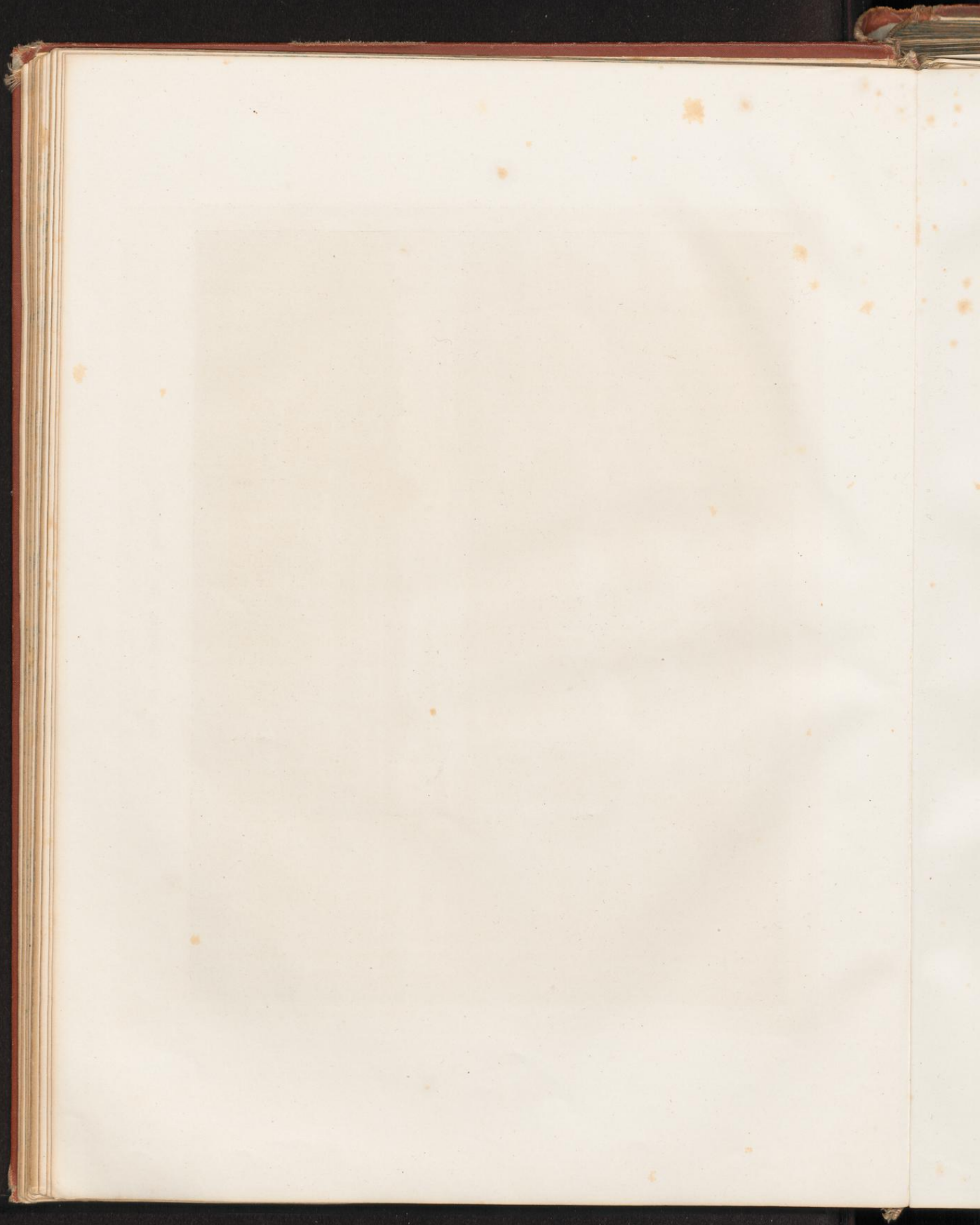
sich der Seegrund gegen den feichten Spiegel, es rüftet sich der Rhein zum Austritt. Schon nach Reichenau hinüber ist der Weg durch den See so flach, daß man zur hohen Sommerzeit fast trocken hindurchkommt.

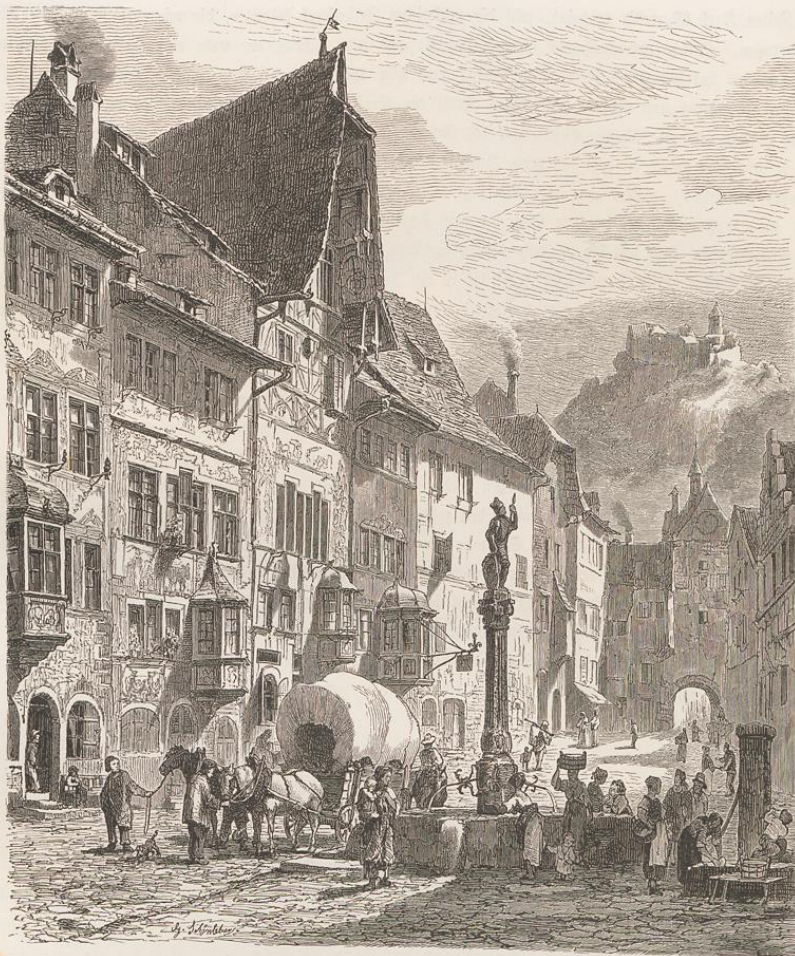
Es ist Schweizerland, das wir jetzt betreten, das mächtige Schloß, das wir da drüben sehen, wo der Rhein aus dem Obersee in den Untersee hinabströmt, heißt Gottlieben. Melancholisch und grau schauen die kantigen Thürme drein, von denen der Dichter mit Recht behauptet, daß sie der Unmuth erbaute und daß sie nur traurige Gäste gesehen. Grollend zog sich der Bischof von Constanz hieher zurück vor dem Hase des großen Staufenkaisers Friedrich II.; hier lag Johannes Huß gefangen, ehe sie ihn auf den Scheiterhaufen führten; hier hielt man den ruchlosen Papsi Johann in Verwahr, als er sich während eines Ringelstechens in Botenkleider warf und vom Concile floh.

Ja selbst die letzte Hand, die zur Wiederherstellung und zum Schmucke des alten Schlosses thätig ward, war ohne Segen, es war die Hand des dritten Bonaparte, Louis Napoleon, der den Bau in gothischem Stile renoviren wollte. Wie bekannt, wohnte er in dem nahen Arenenberg, das die Königin Hortense von einer Patrizierfamilie erworben und durch reizende Anlagen verschönert hatte; von hier



Blick auf den Hühngau. Von G. Schönleber.





Stein am Rhein.

Der Ort, wo die Lösung vollzogen ist, wo der große Strom wieder frei und eigen herricht, heißt Stein am Rhein, ein Städtlein, das sich merovingischer Abkunft rühmt. Es hatte Mauer und Graben und war eiferüchtig auf seine Freiheit bedacht, denn hoch zu Häupten saßen die Herren von Klingen und mancher streitbare Feind lag in der Nachbarschaft bereit. Hatte sich doch der eigene Bürgermeister eines Tags mit den Burgherren des Hühgau verschworen, ihnen die Stadt in die Hände zu spielen. Ein nächtlicher Ueberfall fand statt, aber die Bürger erwehreten sich mit ungeahnter Kraft des Feindes und stürzten den Berrätther in einem Sacke in den Rhein. — Ohne Zweifel zählt der Hühgau, den wir eben genannt, zu den wichtigsten Strichen im ganzen Gebiete des Bodensee's; sein Name aber, der

schon zu Zeiten Karl Martell's erscheint, will die zahlreichen Felsenkegel bedeuten, die wie erratiche Blöcke Flur und Wald überragen. Welch' geheimnißvolle Gewalt hat sie aus dem Schooß der Erde emporgeschleudert oder aus unermesslichen Höhen herabgewälzt? Feuer und Wasser sind hier thätig gewesen und auf den trohenden Kuppen bauten die Menschen ihr Haus und krönten mit ihrer Kraft die Kraft der Elemente. Mehr als vierzig Burgen standen ehemals im Höhgau und die ältesten Geschlechter des Reiches waren hier daheim; das schönste Bild deutscher Vergangenheit, das je geschaffen ward, in dem sich herbe Kraft und süße Minne so seltsam mischt, ist in den Rahmen dieser Landschaft gefaßt: Ekkehard! — Hier war sein Thurmgemach; auf Hohentwiel, wo man hinabsieht über den weiten blauen Bodensee, wohnte Hadwig, die gelehrte Herzogin von Schwaben. Wie eine hohe Warte, die der Gau gegen Strom und See hinausgestellt, liegt jetzt die prächtige Ruine auf dem Felsen, nahe dahinter, und noch steiler, die Ruine Hohenträhen. Welche Erinnerungen birgt dieser Fels! Es ist ein Denkstein der Erdgeschichte und der Geschichte unseres Volks.

Biemlich am Fuße des Hohentwiel liegt das Städtchen Sigen und die zahlreichen römischen Alterthümer, die man dort gefunden hat, lassen errathen, daß schon die Legionen des Tiberius sich diesen prächtigen Waffenplatz ersahen. In dem Meierhof, der am Aufstieg zur Burg gelegen ist, schließt sich den Fremden ein Führer an, der schweigend mit klirrendem Schlüsselbund vorangeht, an der alten Linde und an der steilen Felswand vorüber, durch deren graues Gestein bisweilen röthliche Adern ziehn. In einer Viertelstunde haben wir die eigentliche Beste erreicht; zertrümmerte Bastionen, Graben und Wall umgeben uns, und wenn auch Alles zerfallen ist, so spricht uns doch überall noch jetzt ein Zug der Stärke an, den weder die Zeit noch der Feind zerstören konnte. Freilich hat auch mancher von ihr viel Leid erfahren, denn unter den zahlreichen Zwecken, denen die mächtige Beste im Lauf der Zeiten diente, war einer, der gar düster klingt. Sie war der Kerker, in welchem Männer wie der edle Moser schmachteten, den mancher mit grauen Haaren verließ, der einstens goldenes Gelock hineingetragen.

In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts kam Hohentwiel an Württemberg, dem es noch heute als Enclave im badischem Gebiet zu eigen ist. Hoch schlugen die Wogen des dreißigjährigen Krieges an seine Mauern, aber der tapfere Wiederhold, dem der Schutz des Platzes anheimgegeben war, blieb unerschütterlich und erlag weder dem Eisen noch dem Gold der Feinde. Er hat die Inschrift verdient, die ehemals vor dem zersprengten Hauptportal des „wüsten Hauses“ eingemeißelt war:

Der Feind hat's fünfmal zwar geschreckt,  
Doch hat der Herr zum Schutz erweckt  
Den Wiederhold, der fünfzehn Jahr'  
Daselb' beschützt in Feindts Gefahr.

Freilich war nicht immer ein Wiederhold Gebieter auf dem Hohentwiel, und so unbezwinglich die Beste schien, so schlug doch auch ihr die Stunde. In dem Abgrund von Schmach und Noth, der an der Wende unseres Jahrhunderts steht, der Reiche und Dynastien begrub, versank auch der Stern des Hohentwiel. Wer hat ihn zerstört? Dieselbe Hand, die damals durch ganz Europa die Zerstörung trug, die Soldaten Bonaparte's, die zwanzigtausend Mann stark im Höhgau lagen. Unter Widerspruch eines einzigen Lieutenants hatte das Offizierscorps der Besatzung capitulirt, die Bedingungen aber, welche an die Uebergabe geknüpft waren, blieben durch einen Handstreich der Franzosen vereitelt. Fast ein halbes Jahr dauerte die Schleifung und Sprengung der Festungswerke; nicht nur in die Bauten, sondern in den Felsen selber wurden Minen gelegt, aber es waren doch nur Splitter, die man dem trotzigen Eise der schönen Hadwig abgewann. Fünfhundert Bewohner der benachbarten Dörfer waren dabei zum Frohndienst aufgeboden.

Das ist die letzte schwere Erinnerung, die den Twiel umgibt, aber es soll nicht der letzte Eindruck sein, mit dem wir scheiden. Sie konnten das Mauernwerk zu Boden reißen und die würdigen Bilder in den steinernen Hallen, aber ein Bild war unantastbar und unergänglich, es war den Händen der Zerstörer ebenso wenig erreichbar, als es

die entzückte Schilderung erreicht. Blickt hinaus in die goldene Weite und in die blaue Tiefe, dann liegt es vor Euch im hellen Morgenduft, dies herrliche Bild: — eine Bergeskette, die vom Montblanc bis an den Ortler reicht, ein Land, das die Fülle seines Segens kaum tragen kann. Die Perle aber, das funkelnde Juwel, das uns aus dieser offenen Schatzkammer der Natur entgegenblinkt, das ist der blaue leuchtende See, über dessen lange Fläche unser Auge schweift.

— In uralter Zeit, weiter zurück, als das Dasein und der Gedanke der Menschen reicht, war auch der Höhgau ein Bestandtheil dieser Fluth.

Man gräbt noch jetzt aus dem kieseligen Boden bisweilen Zähne aus, die fast einen Zoll in der Länge haben und von riesigen Fischen stammen, wie sie das riesige Wasser barg. Dann aber trat die Fluth langsam zurück, Zoll um Zoll mit der Erde ringend, bis sie ihre Grenzen in dem tiefen Becken fand, das heute lachend vor uns liegt, als friedliches Denkmal sturmvoller

hüllend. Das Gold wird zum Purpur und der Purpur wird violett — nun ist der letzte schmale Sommenstreif hinabgesunken und mit herber Frische kommt der Abendwind. Wie mag das mächtige Segel fliegen, das noch in weiter Ferne auf der Fluth schwimmt, aber bald ist auch das Segel verschwunden in dem ungeheuren Weben der Dämmerung.

Das Schiff mit seinen Mannen gehört dem Abte der Reichenau, auf dem Hohentwiel aber steht Hadewig „in des Fensters Wölbung und lernt, was ihr vorgeschrieben ist, leise und laut; bis zu Ekkehard's Saal klingt ihr einfürmig Herfagen: amo — amas — amat.“ —



Konrad Weidensold.

Gestaltung. Welch' ungeheurer Horizont, welche Wärme in diesen Farben, welcher Vollklang in diesen Tönen, wenn alle Glocken zu Abend läuten!

Nun neigt sich der flammende Ball zum Untergang; wie der Widerschein eines riesigen Feuers schimmert es über die Fluth, dann zieht das graue Gewölk seinen Schleier über den Rand der glühenden Scheibe, immer mehr, immer mehr von ihr ver-



Hohentwiel.